

Kreuzberg, eine öde Gegend zwischen Autowerkstatt, Biogroßmarkt und türkischem Getränkeladen. Abends, kurz vor neun, drängt sich eine dichte Meute vor dem „Gretchen“, einem Club, in dem üblicherweise Elektromusik gespielt wird. Geraune in der Schlange: „Gibt's noch Karten?“ „Meinst du, wir kommen rein?“ Die Menschen wollen nicht zu einem DJ-Star aus Detroit oder Tokio, sie wollen zu Andreas Ottensamer, einem Klarinettenisten. Es geht um Brahms, Debussy und Schumann.

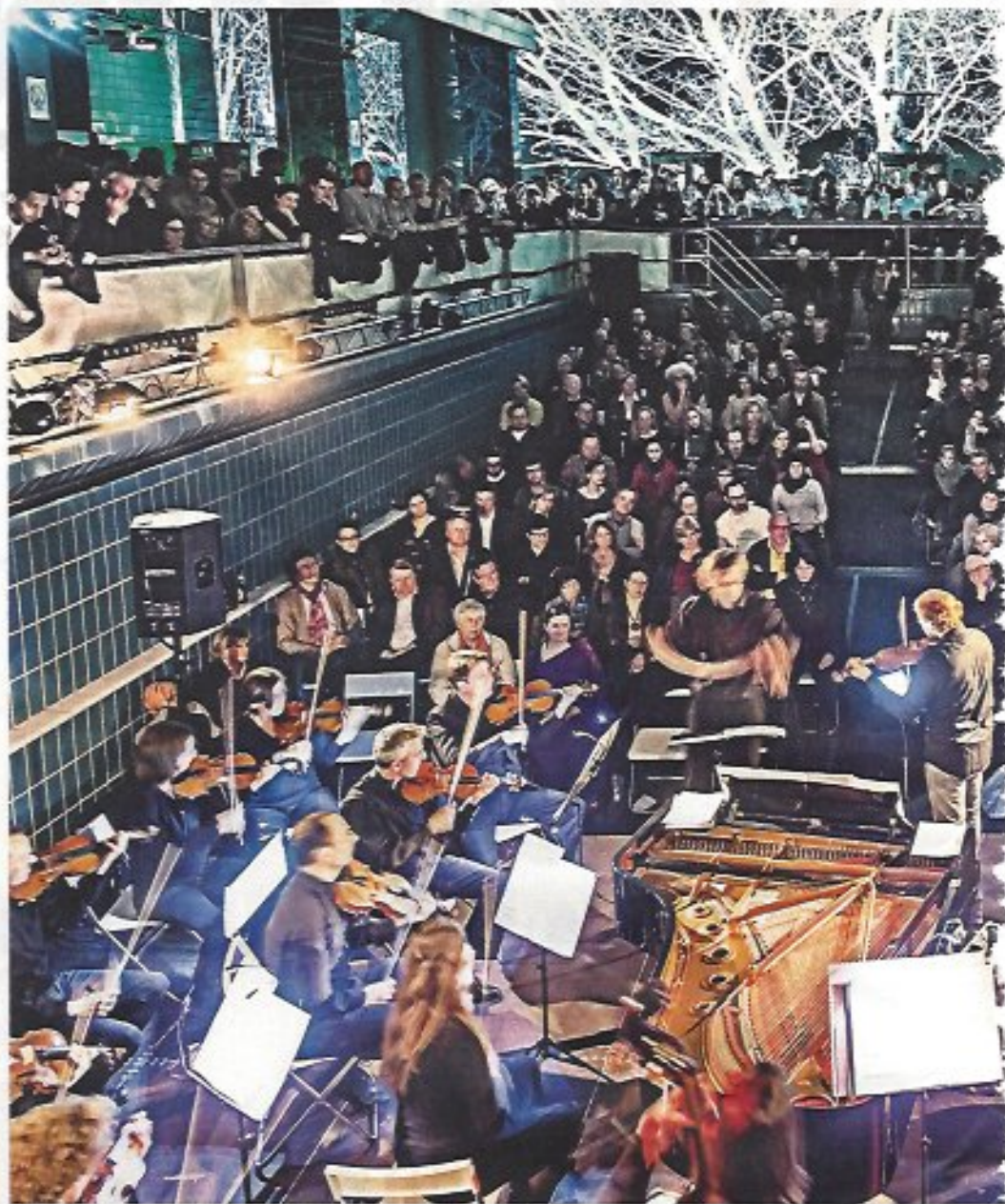
Die Klassik-Szene geht in die Szene: „Kiezoper“, „Mini-Mahler“, „Spheres“ oder „Hauen und Stechen“ heißen die Performances. Aufgeführt werden sie in Schwimmbädern, Techno-Clubs, Flugzeug-Hangars, Kellerbunkern.

Oder in Pferdeställen: Das war das „Gretchen“ einst, gebaut im 19. Jahrhundert für das preußische Garde-Drägerregiment, sodann jahrzehntelang als Autowerkstatt missbraucht – bis Club-Betreiber Lars Döring 2011 die Location entdeckte. Dann kam die Klassik.

Einmal im Monat veranstaltet Felix Mesenburg von der Deutschen Grammophon im „Gretchen“ die „Yellow Lounge“. Klassik im Club? „Wir waren vor über zehn Jahren die Mutter dieser Idee“, sagt er. DJs mischen klassische Musik statt House, als Höhepunkt gibt es ein Livekonzert. Aus dem Gig wurde ein ausverkaufter Erfolg, jetzt ziehen andere immer mehr nach. Gerade tanzte das Berliner Staatsballett zu wummernden Bässen im Techno-Bunker „Berghain“.

„Wenn die jüngeren Leute nicht ins Konzert gehen wollen, muss das Konzert zu ihnen kommen“, sagt Mesenburg. Im „Gretchen“ fläzt man auf niedrigen Lounge-Sesseln mit dem Bier in der Hand. Die Gäste sind zwischen 18 und Mitte 30. Konzertsäle finden sie verstaubt, aber hier genießen sie einen coolen Abend mit Freunden.

Jochen Küpper war am Anfang skeptisch. Klassik? Im Schwimmbad? Küpper managt das „Stattbad Wedding“: Aus zwei maroden Berli-



In der Pool-Position

Das jüngere Publikum läuft der Klassik davon. Zu ehrwürdig, zu spießig so ein Konzert. Kein Problem, sagen klassische Musiker und treten nun in Schwimmbädern, Kellern und Techno-Clubs auf. Funktioniert!



Geiger Daniel Hope (stehend) spielt gern an schrägen Orten wie dem Städtbad Wedding

ner Schwimmhallen hat er einen lässigen Treffpunkt gemacht – mit Techno-Musik und Barabenden, Graffiti-Ausstellungen und bald auch einem Skateboard-Museum.

„Kiezoper“ im Pool war sein erster Versuch mit alter Musik. 800 Menschen kamen, um Händel, Vivaldi und Bach zu hören. Sehr eng war es, ziemlich laut – und ein Riesenerfolg. „Da bewegt sich was“, stellt Küppers fest, „Elektronik wendet sich der Klassik zu und umgekehrt.“

Auch Daniel Hope riskierte den Sprung in den Pool. Der international

gefeierte Geiger stellte sein neues Programm „Spheres“ im hellblau gekachelten Damen-Becken vor. Im Publikum eine Mischung aus bravem Konzertpublikum und vergnügten Jüngeren, die nun andächtig zuhörte, wie Hope mit dem Deutschen Kammerorchester Berlin Johann Sebastian Bach, Philip Glass und Gabriel Prokofiev spielte.

„Viele Kollegen würden sagen: „Schwimmbad? Bloß nicht! Da hört man ja nicht mehr, wie man klingt“, sagt Daniel Hope. Klar, ein Konzert im Pool kann unberechenbar sein, aber „die Reaktionen sind intensiver. Man bekommt mehr vom Publikum mit“. Gläser klappern, Flaschen kippen, es gibt schon mal laute Kommentare wie: „Was soll das denn?“ Aber auch: „Ist das toll!“

Wozu dann überhaupt noch Konzertsäle, wenn es anderswo so viel aufregender ist? „Mal ehrlich“, sagt Daniel Hope, „im Konzertsaal klingt die Musik am besten. Aber für alle, denen eine Philharmonie fremd ist, sind neue Orte eine tolle Möglichkeit, diese Musik kennenzulernen.“

Wie dieser Kellerbunker in Schöneberg, Thilo Mössner betreibt obendrüber seine kleine „Galerina Steiner“. Unten lädt er schon zum zweiten Mal Studenten der Musikhochschule Hanns Eisler in das niedrige Gewölbe ein. Sie zeigen die Mini-Oper „Hauen und Stechen“ – arrangiert und getextet von Julia Lwowski und Franziska Kronfoth. Low Budget, hoch professionell.

Dass die Kellerdecke gerade mal 1,80 Meter hoch ist, dass Heizungsrohre und kahle Backsteinmauern die Kulissen bilden – egal. Auch dass nur 15 Zuschauer in den Keller passen, stört niemanden. Es gibt ja sechs Durchgänge à 30 Minuten, so kann jeder mal zuschauen.

Von den trügerischen Weiberherzen singt der junge Bariton Martin Gerke. Danach ziehen alle weiter, quer durch den Hinterhof, vorbei an Gartenzwergen und einer missmutigen Hausmeisterin, in die Wohnung des Malers Edwin Dickman, 84.

Dort arrangiert sich das Publikum neu, lehnt im Türrahmen, an der Kommode, am Bett. Plötzlich trällert ein lieblicher Mezzosopran



Mini-Oper: Mezzosopran Amélie Saadia auf der Kommode

unter der Daunendecke hervor. Eine rassige Schönheit im roten Mantel und blauen Strümpfen entsteigt dem Bett und sieht trotz Schweißbrille aus wie eine Göttin: Amélie Saadia, 25, und in Berlin schon ein kleiner Star.

Kaum hat man sich von der Überraschung erholt, springt durchs offene Fenster Magnús Jónsson herein, Tenor aus Island. Mit Fellhandschuhen schubst er Amélie aufs Bett. Sie zieht den Mantel aus, steht in schwarzem Spitzen-Top da, hüpfte auf dem Bett herum, während er riesige Fetzen von einem Schinken beißt und dabei die Arie von der holden Rosalinde vorträgt, dem „Täubchen, das entflattert ist“. Und ab durchs Fenster. Großes Drama im Kammerspielformat.

Und warum macht der Galerist Thilo Mössner das alles mit? Öffnet seinen Keller für ein paar Opernfreaks, schenkt Bier aus und spielt den Entertainer?

„Weil da frische und starke Kräfte heranwachsen“, schwärmt er. „Weil es nicht so aufgeblasen ist wie der übliche Opernbetrieb. Und überhaupt: weil Oper cool ist.“ ✪ Anja Lösel

Hauen und Stechen wieder am 9. Juni und am 2. Juli, Galerina Steiner, Kluckstraße 35. Die **Yellow Lounge** im „Gretchen“ und weitere **Schwimmbad-Konzerte** sind geplant, aber noch nicht terminiert